

Herborner Tageblatt.

Zeitung für Dillkreis und Westerwald. Amtsblatt der Stadt Herborn.

ersch. an jedem Werktag nachmittags. Bezugspreis: durch die Post frei Haus Monat 30 Pf.; Vierteljahr 75 Pf.; Post abgeholt Monat 75 Pf.; Vierteljahr 2.24 Mk.; durch unsere Ausreiter in Herborn Monat 75 Pf.; Vierteljahr 2.25 Mk.; in unserer Geschäftsstelle abgeholt Monat 65 Pf.; Vierteljahr 1.95 Mark. — Druck und Verlag der J. M. Beck'schen Buchdruckerei, Otto Beck, Herborn.

Anzeigenpreise: Die kleine 8-gespaltene Anzeigenzeile 15 Pfg., die Reklamenzeile 40 Pfg. Bei unregelmäßigen Wiederholungs-Aufnahmen entsprechend billiger; für umfangreichere Aufträge günstige Zellen und Abstände. Offertenannahme od. Auskunft durch die Geschäftsstelle 25 Pfg. Annahme kleinerer Anzeigen bis 10 Uhr nachmittags, größere tags vorher. Geschäftsstelle: Kaiserstraße 7. — Fernsprecher: Nr. 33.

No. 44.

Mittwoch, den 21. Februar 1917.

73. Jahrgang.

Die Deckung.

In wenigen Tagen tritt der Reichstag wieder zusammen, um diesmal bis zur Osterpause ohne größere Unterbrechungen durchzuführen und die notwendigen parlamentarischen Kriegsgeschäfte zu erledigen. Das Programm wird umfänglich sein, als je zuvor seit Ausbruch des Krieges, und es wird weiser Selbstbeschränkung bedürfen, wenn alles zur rechten Zeit in Ordnung kommen soll; aber da der gute Wille vorhanden ist, wird auch der Sieg zum Ziele sich finden. Daß es jetzt nicht so sehr aus dem Ankommen wie auf rasches Handeln, braucht unserer Volksovertretung nicht erst besonders gesagt zu werden.

Im Vorhergange ihrer Arbeit wird die Deckung des Kriegsbudgets stehen. Eine neue Kreditforderung von 10 Milliarden soll die für die Fortführung des Krieges nötigen Mittel sicherstellen, und der Fehlbetrag von rund einhundert Millionen, die durch den vermehrten Zinsfuß des Reiches im Haushalt für 1917 offen bleibt, soll durch neue Steuern aufgebracht werden. Hier wird einmal eine Kohlenabgabe vorgeschlagen, die vom Wert — also nicht vom Gewicht — der geförderten Kohle erhoben werden soll und von den Gruben vermutlich auf die Verbraucher abgewälzt werden wird; dann eine Besteuerung der Verleihen- und Güterverkehrs, worüber ja der preussische Eisenbahnminister vor einigen Wochen schon Äußerungen machte; und endlich ein Zuschlag zur Kriegsteuer, die eben jetzt zum überaus erheblichen Veranlagung und danach nicht zu dem ursprünglichen vom Reichstag festgelegten Steuerfuß, sondern von vornherein gleich mit höheren Beträgen umgelegt werden soll. Man weiß, daß es sich hier eigentlich um die Erfassung der wirklichen Kriegsgewinne handelt, daß dieser Gedanke aber unter den Händen des Reichstags so umgestaltet wurde, daß schließlich eine nahezu allgemeine Vermögenssteuer dabei herauskam, die neben der schon 1914 beschlossenen Besteuerung zur Steigerung kommt. Wir haben also diesmal wieder die alte Mischung: eine direkte Steuer mit einer indirekten und einer Verbrauchsabgabe im hohen Verein, also für jeden Geschmack etwas, und niemand kann sich beklagen, daß gerade seine Lieblingssteuer etwas verschluckt werden solle. Im übrigen wird aber auch sein Hehl daraus gemacht, daß man weniger auf ideale Schönheit des Steuersystems als auf praktische Erzielbarkeit und auf möglichst einfache Handhabung der Steuerveranlagung Bedacht genommen hat: zu grundsätzlichen Neubauten auf diesem Gebiete fehlt jetzt ebenso die Zeit wie zu umständlichen Erhebungsarten das erforderliche Beamtenmaterial. Der Reichstag wird sich diesen Gesichtspunkten ganz gewiß nicht entziehen wollen, sondern hinaus aber selbstverständlich alle Einzelheiten der Veranlagung und die von ihnen zu erwartenden Wirkungen auf unser Wirtschaftsleben mit bekannter Gewissenhaftigkeit durchdenken.

Im übrigen ist der Haushaltsentwurf für 1917 nicht nur mehr als eine Wiederholung seines Vorgängers. Auch er mußte noch mit der Unsicherheit der Kriegsdauer rechnen und sich infolgedessen im allgemeinen darauf beschränken, die Ansätze des letzten Friedensetats abzumildern. Für Verstärkung und Tilgung der Reichsschuld sind diesmal schon etwas mehr als 8½ Milliarden erforderlich, der Schabanweisungskredit soll, um der

Finanzverwaltung bei der Flüssigmachung der neuen Kriegskredite einen größeren Spielraum zu geben, auf drei Milliarden erhöht werden. Neue Staatsstellen werden nicht beliebt, bis auf wenige Ausnahmen. So soll im Reichsamt des Innern wegen der stark angewachsenen Geschäfte ein neuer Unterstaatssekretär geschaffen, und bei der Reichspost- und Telegraphenverwaltung sollen 325 höhere, 4045 mittlere, 9000 weibliche und 7120 untere Beamtenstellen neu bewilligt werden. Daneben ist aber eine Prüfung der Frage eingeleitet, in welcher Weise die Zahl der im Reichsdienst beschäftigten Beamten und der fortgesetzt wachsende Aufwand an Beamtengehältern herabgemindert werden kann. Auch bei den einmaligen Ausgaben hat man sich wieder die größte Zurückhaltung auferlegt, doch soll für die Beamten im Ruhestand nach wie vor durch Unterhaltungen gesorgt werden, und daß für die Kriegsbeschädigten und die Witwen der im Kriege Gefallenen nach Kräften getan wird, was die Sicherung ihrer Zukunft, ihres Wohnungsbedürfnisses usw. erfordert, versteht sich von selbst.

Die Grundlagen unserer Finanzwirtschaft sind gesund, und sie gesund zu erhalten, ist die Aufgabe des neuen Haushaltsentwurfs, der daran fest hält, daß die Zinslasten der Kriegsschulden nicht aus Krediten, sondern aus neuen Einnahmen gedeckt werden müssen. Die gute Erfahrung, die wir mit diesem System bisher gemacht haben, ergibt insbesondere ein Vergleich mit Frankreich, dessen Staatsnoten Ende Januar nur zu 19% mit Gold gedeckt waren, während die Noten unserer Reichsbank zu 32,1% Metalldeckung hinter sich hatten. Trotzdem brüstet man sich natürlich in Paris mit der eigenen Finanzlage und sucht die Welt glauben zu machen, daß wir bald am Ende unserer Kraft angelangt sein würden. Lassen wir die gallischen Prahlhänse ruhig ihr Gewerbe fortsetzen und geben wir nach wie vor dem Reiche, was des Reiches ist. Das wird die beste Antwort sein, die wir erteilen können.

Politische Rundschau.

Deutsches Reich.

Halbamtlich schreibt die Nordd. Allgem. Zeitung: Gegenüber den immer wieder in einzelnen Zeitungen veröffentlichten Nachrichten über den Inhalt einer künftigen Reform des preussischen Wahlrechts stellen wir ausdrücklich fest, daß keine Stelle in der Lage ist oder sein kann, zutreffende Nachrichten zu verbreiten. Wir verweisen auf die vom Minister des Innern wiederholt im preussischen Abgeordnetenhaus abgegebenen Erklärungen, bei denen es sich um Bewenden haben muß.

Dem am 22. Februar zusammentretenden Reichstag liegt eine gemeinsame Bitte sämtlicher in unseren Kolonien wirtschaftlich tätigen Unternehmen vor, die die Schaffung eines kolonialen Entschädigungsgesetzes zum Gegenstand hat. Seit langer Zeit schon hoffen die Unternehmen, daß die Regierung ihnen grundsätzlich denselben Anspruch auf Entschädigung gewähren werde, wie den Ostpreußen und Elsaßern.

Nachdem die französische Agence Havas bereits die spanische U-Boot-Note an Deutschland mitgeteilt hatte, wird jetzt ihr Wortlaut auch deutscherseits veröffentlicht. Er stimmt im großen Ganzen mit dem französischen Text überein, lautet an einzelnen Stellen aber nicht so scharf

wie dieser. Spanien hält den ungeheuren U-Boot-Krieg besonders wegen der Ausdehnung des angeblichen Beförderungsbereiches auch auf die Vernichtung neutraler Nichtkämpfer für unvereinbar mit dem Völkerrecht. Zugleich erklärt die spanische Regierung, daß sie bereit ist, zu einem geeigneten Zeitpunkt die Initiative zu ergreifen und ihre Stütze jeder Bestrebung zu leisten, die zu einem tagtäglich jehusuchsvoller herbeigewünschten Frieden führen kann. Sie bezweifelt nicht, daß die deutsche Regierung sich von den Gefühlen der Freundschaft, die beide Länder verbinden, leiten lassen, und daß sie ferner innerhalb der harten Notwendigkeiten des schrecklichen modernen Krieges Mittel finden wird, um den Einwänden Spaniens zu entsprechen.

In einem Gespräch mit einem Münchener Schriftsteller hat sich der bayerische Ministerpräsident Graf Hertling über die Notwendigkeit des U-Boot-Krieges ausgesprochen. Der Krieg müsse jetzt unter allen Umständen und mit allen Mitteln zum Abschluß gebracht werden. Der Zweck unseres Krieges war die Verteidigung gegen die feindlichen Angriffe. Diesen Zweck haben wir vollständig erreicht, und können jetzt unseren Verteidigungszustand unbegrenzt lange aufrechterhalten. Aber auch unsere Gegner können theoretisch den Krieg ins Endlose fortsetzen, vorausgesetzt, daß sie die Zufuhr von Kriegsmaterial über See aufrechterhalten können. Wenn wir also den Krieg jetzt endlich zum Abschluß bringen wollen, müssen wir diese Zufuhren abschneiden. Das Mittel hierzu gibt uns unsere Unterseeboote. Der Krieg geht seinem Abschluß zu, der Endkampf wird von unerhörter Furchtbarkeit sein, aber er muß ausgemacht werden. Unsere Feinde wollen es so, nicht wir, wir wissen, daß wir auf unsere Kraft vertrauen können und wir werden die letzte Phase des Krieges durchkämpfen bis zum Ende und bis zum Siege.

Österreich-Ungarn.

Der stets umfangreicher werdende Wirkungskreis ließ eine Trennung der Ämter des Chefs des Kriegsministeriums (Marinektion) und des Flottenkommandanten als zweckmäßig erscheinen. Der Chef des Kriegsministeriums (Marinektion) mit dem Amtssitz in Wien leitet dieses Amt selbständig, das wie bisher die höchste Behörde für alle die maritime Seefahrt der Monarchie angehenden Angelegenheiten bleibt. Der dem Armeekommando unmittelbar unterstellte Flottenkommandant übt das Befehlsrecht in strategisch-taktischer Hinsicht aus.

Norwegen.

Wie der norwegische Gesandte in London berichtet, ist die englische Kohlenausfuhr nach Norwegen plötzlich wieder gestattet worden, die vor einigen Wochen ebenso plötzlich eingestellt wurde. Damals hatten die Engländer, die durch den Kohlenmangel und die sich aus ihm ergebenden Notstände für die norwegische Industrie das kleine neutrale Land völlig knechten wollten, als Vorwand gebraucht, daß Norwegen seine mit England abgeschlossenen Fischereiverträge durch Ausfuhr nach Deutschland verletze. Wenn England jetzt die Kohlenausfuhr bewilligt, so ist Norwegen wenig damit gebient, denn die deutsche Seeflotte ist hindernd dazwischengeschritten. Das weiß man in London auch ganz gut und kann sich so auf billige Art großmütig stellen.

Amerika.

Aber den Abschied des deutschen Votstachters Grafen

Ingeborg.

Roman von Fr. Behn.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Lange schaute er auf die Knieende nieder; aber seine Miene verzog er, und schwer und wuchtig kam es von seinen Lippen, indem er wie bestätigend vor sich hin sprach:

„Man sieht, du hast Komödie spielen gelernt, die Theaterprinzessin versteht ihr Handwerk gut.“

Als ob sie einen tödlichen Schlag empfangen hätte, zuckte Ingeborg zusammen. Sie sprang auf, mit bleichem Gesicht, und ihre erste Eingebung war, erlosch das Zimmer zu verlassen. Dann aber war alles — und für immer!

Und die arme müde Frau da draußen, die so verzweifelt auf die Entscheidung harrete? Um sie wollte sie die unerhörte Demütigung auf sich nehmen — sie blieb und zwang ihre Erregung, ihre Tränen nieder. „Wahr, es gibt eine Grenze in der Nacht, die ein Vater über sein Kind hat —“, beleidigen darf er es nicht.“

„Ich habe dich nicht gerufen! Warum störst du mich in meiner Ruhe?“

„Deine Ruhe! Vater, deine Ruhe ist die eines Leichnams, tot, erstarrt, ohne Leben, ich beneide dich nicht darum! Und jetzt mußt du mich hören. Ich werde nicht als deine Tochter zu dir, ich tue es als Mensch zum Menschen. Lasse es klar zwischen uns werden. Ich habe gelernt, zu beobachten und verstehe das Leben! Ich bin dir nur immer das Kind einer ungeliebten Frau gewesen. Das ist's, Vater! Nie hast du mir die kleinste Mütze gegeben, dich um mein Inneres zu kümmern. Wie über einen toten Gegenstand, so hast du über mich verfügt und bestimmt, ohne mich nur zu fragen, ob sich meine Individualität zu dem aufgezogenen Berufe eignet.“

Jeden Augenblick erwartete sie den Ausbruch seines Jähzornes, aber merkwürdigerweise war er still, anscheinend hörte er gar nicht, was sie sagte, ganz teilnahmslos sah er da, aber sie wußte, er tat es doch, und furchtlos sprach sie weiter. Es mußte herunter in dieser Stunde, was sie jahrelang gequält:

„Rückst du auf meine Wünsche hast du nie genommen, meines Herzens Not hast du nicht verstehen wollen, so daß ich mir gewaltsam das nehmen mußte, was du mir vorenthielst: das Recht auf Selbstbestimmung, das Recht, meine Persönlichkeit zu wahren. Und ich habe mein Ziel erreicht, ich bin stolz darauf! Trotz allem bin ich doch dein Kind, Fleisch von deinem Fleisch und Geist von deinem Geist, und der ist stark, Vater, das weißt du! Eine Weile wohl duldest er die Knechtschaft, aber nur bis zu einem gewissen Grade, und dann bricht er alle Brücken hinter sich ab, mag kommen, was will, nur frei sein — frei.“

Unwillkürlich blickte er auf; er konnte sich der Wahrheit ihrer Worte nicht entziehen.

„Und du bist doch Lehrer deiner zahlreichen Leser, Vater, dadurch Verkörperung auch der christlichen Liebe. Wie kannst du es sein, wenn du sie nicht selbst hast, die Liebe, von der du schreibst und die du lehrst. Ist dein Leben denn da auf Wahrheit gebaut? Es fällt in nichts zusammen, und du stehst am Ende deiner Tage bettelarm da mit der niederdrückenden Erkenntnis, du selbst trägst die Schuld daran.“ Ihre Augen flammten; heiße Röte lag auf ihren Wangen und heftig wogte ihr Atem; die Erregung hatte sie mit fortgerissen.

„Was weißt du von alledem, was ich erlitten habe, was mich so arm gemacht hat?“ brach er aus.

Eine große Genugtuung erfüllte sie; hatte sie das Rechte getroffen, ihn zum Reden zu bringen?

„Arm, Vater? Du arm, mit zwei Wesen, die nur darauf warten, daß du ihre Liebe annimmst — deine Frau und deine Tochter — — — Glaubst du mir nicht? Was sagte denn Mutter zu mir, als ich sie mit mir nehmen wollte, hinaus aus ihrem freudlosen Leben, ihr ein bißchen Sonnenschein zu geben? Sie sagte, ich

kann Vater nicht allein lassen, und ich will es auch nicht! Siehst du, die Mutter hat die Liebe, die alles trägt, hofft und duldet, sie hat sie jahrelang gehabt, und du bist achlos daran vorübergegangen, hast ihr stilles Warten um deine Behaglichkeit als etwas Selbstverständliches genommen. Du hast die Sonne nicht sehen wollen, die dein Leben verflucht hätte! Du hast dir dein Leben verdorben, weil du neben deiner Frau und nicht mit ihr gelebt hast! Und wenn sie dir jetzt genommen würde, die treue Gefährtin so vieler Jahre — — was dann? Vater, wir beide haben dich ja so lieb — nimm doch unsere Liebe an — —“, bittend streckte sie ihm die Hände entgegen.

So hatte noch niemand mit ihm zu sprechen gewagt und ihm ein Bild seines Selbst vorgehalten. Mächtig hatten die Worte der Tochter an ihm gerüttelt. Mit einem langen, unbefruchtlichen Blick sah er sie da an und sagte endlich mit leiser, müder Stimme:

„Lasse mich jetzt allein, mein Kind.“

Diese Anrede erschütterte sie im tiefsten Herzen. Wortlos griff sie nach seiner Hand, drückte ihre Lippen darauf und ging still hinaus, wohl verstehend, daß er allein, jetzt allein sein mußte.

Dann suchte sie die Mutter auf, die in ihrem Lehnstuhl saß, die gefalteten Hände fest im Schoß gekrampft. Sie kniete neben ihr nieder, umschlang sie und flüsterte in tiefer Bewegung:

„Wir wollen Geduld mit ihm haben. Freue dich, es wird noch alles gut werden.“

Mit befriedigtem Herzen reiste Ingeborg ab. Sie hatte den Vater erst kurz vor ihrer Abreise wiedergesehen, um ihm Lebewohl zu sagen. Er hatte keine Worte für sie gehabt; nur als sie fragte: „Darf ich wiederkommen, und bald?“ hatte er genickt, ihr die Hand gedrückt und war still in das nebenanliegende Zimmer getreten.

Sie war aber doch im tiefsten Herzen froh über das, was sie erreicht hatte.

Vernstorf von Newport wird noch berichtet, daß dem Grafen auf seiner ganzen Reise von Washington ab die größten Höflichkeit und Rücksicht erwiesen wurden. Die amerikanischen Behörden hatten die strengsten Vorkehrungen zu seinem Schutze an Land und auf dem Meer getroffen. Graf Vernstorf schied mit Dank für die ihm während seines achtjährigen Aufenthaltes erwiesene große Freundschaft und herzliche Gastlichkeit. Er hoffe, daß der Krieg vermieden werden und die alten freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland bald wiederhergestellt werden.

Die Reuter meldet, hat Staatssekretär Lansing eine Erklärung abgegeben, daß der Vertrag mit Deutschland auch im Kriegsfall seine Geltung haben solle. Weder deutsche Schiffe noch sonstiges deutsches Privateigentum werde von den Vereinigten Staaten weder beschlagnahmt noch gebraucht werden. Während in den ursprünglichen Verträgen für die Bürger beider Länder ein Aufenthaltsrecht von neun Monaten gesichert war, soll dieses nach einem vom Schweizer Gesandten Ritter in Washington überbrachten Protokoll unbegrenzt sein. Die Schweizer Regierung erklärt, daß Ritter dabei ohne ihren Auftrag handelte.

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

81. Sitzung.) Berlin, 19. Februar.
Am Regierungstisch sitzt Minister v. Breitenbach. Auf der Tagesordnung steht die

zweite Lesung des Baugesetzes.

Abg. Frhr. v. Maltzahn (kons.): Die Frage des Ausbaus der Wasserstraßen sollten wir erst nach dem Kriege erledigen, wenn wir überleben können, was der Krieg uns auf diesem Gebiet gelehrt hat. Dagegen kann jetzt schon die Verstaatlichung der Elektrizitätserzeugung durchgeführt werden.

Abg. Schmiedding (Zentr.): Der Verkehr auf dem Rhein-Derne-Kanal hat so zugenommen, daß der Kanal sofort ausgebaut werden muß. Die Frage der Verstaatlichung der Elektrizitätserzeugung können wir noch nicht als spruchreif ansehen. Ein staatliches Schlepplimonopol würde jeder gefundenen Wirtschaftspolitik widersprechen.

Abg. Mathies (natl.) weist besonders auf die Bedeutung besserer Kanalverbindungen für das rheinisch-westfälische Industriegebiet hin und fordert gleichfalls einen Ausbau des Rhein-Derne-Kanals. Eine Steuer auf die Elektrizitätsversorgung würde mehr bringen als eine Verstaatlichung.

Minister v. Breitenbach: Im Kriege haben sich alle Wasserstraßen in steigendem Maße bewährt und die Eisenbahnen mehr und mehr entlastet. Der Rhein-Derne-Kanal soll durch Schaffung einer zweiten Mündungsschleife ausgebaut werden, und zwar wird die Vorlage noch in dieser Session kommen. (Beifall.) Einem staatlichen Schlepplimonopol steht die Regierung skeptisch gegenüber. Ein starkes staatliches Eingreifen auf dem Gebiete der Elektrizitätserzeugung unter Schonung bestehender Interessen wird erwogen. Möglicherweise bald nach dem Kriege werden wir diese Quelle wirtschaftlicher Kraft in reichstem Maße ausnützen müssen. (Beifall.)

Abg. Lippmann (Op.): Ein angeblicher Mangel von Arbeitskräften im Ministerium kann uns nicht abhalten, von unseren Wasserstraßenwünschen zurückzusteigen, denn für andere Dinge, z. B. für das Elektrizitätsmonopol, sind ja Arbeitskräfte vorhanden.

Minister v. Breitenbach: Meine Ausführungen über die Elektrizitätserzeugung sollten nicht sagen, daß die Regierung auf ein Elektrizitätsmonopol hinstrebt. Wir wollen vielmehr in steigendem Maße staatliche Elektrizitätswerke errichten.

Abg. Due (Soz.): Die private Freiheit auf dem Gebiet der Elektrizitätserzeugung ist längst dahin. Wie kein anderes ist dieses Gewerbe vertrustet. Greift der Staat nicht ein, so werden die Privatinteressen übermächtig.

Abg. Graf Moltke (Dkt.) hebt die Wichtigkeit eines ausgedehnten Wasserstraßennetzes hervor.
Der Etat wird bewilligt und das Haus vertagt sich auf morgen.

Der Krieg.

Der deutsche Generalstabsbericht.

Großes Hauptquartier, 20. Febr. (W.B. Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Bei der

Armee des Generalfeldmarschalls Herzog Albrecht von Württemberg

schickte vormittags ein nach Feuertorbereitung einsehender

Vorstoß der Engländer westlich von Messines. Ein Offizier 6 Mann blieben in unserer Hand.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

An der Artois-Front wurden einige englische Erkundungs-vorstöße abgewiesen.

Auf dem Nordufer der Ancre überrumpelte eine Streifabteilung einen englischen Posten und brachte sieben Gefangene zurück.

Nach kurzer Feuertorbereitung nahmen unsere Stoßtruppe einen Stützpunkt südlich von Le Transloy im Sturm und schickten die Besatzung von 80 Mann gefangen ab.

Heeresgruppe Kronprinz.

In der Champagne und in den Vogesen verliefen kleine Unternehmungen für die Franzosen ergebnislos. An der Nordostfront von Verdun gelang uns ein Handstreich gegen eine feindliche Postierung, die bei hellem Tag ausgehoben wurde.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

In einzelnen Abschnitten war die russische Artillerie tätiger als in den Vortagen. Besonders südlich der Dnypr-Schlucht und auf dem Oskol der Karajowka.

Front des Generaloberst Erzherzog Joseph.

In den Karpaten bei Schneetreiben für uns erfolgreiche Streifen. Ein russisches Blockhaus südlich des Smortec wurde nach Gefangenahme der Verteidiger gesprengt.

Nördlich des Slavic-Tales schoben wir unsere Kampfstellung nach Vertreiben feindlicher Posten und Abwehr von Gegenangriffen um einen Höhenkamm vor.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Modensen.

Bei Radulest am Sereth drangen Sturmtruppen in die russische Stellung und leiteten nach Zerschlagung von Unterständen mit 11 Gefangenen und mehreren Maschinengewehren zurück.

Mazedonische Front.

Zwischen Bardar und Dojran-See lag bis zum Abend heftiges Feuer auf unseren Stellungen. Ein Angriff ist nicht erfolgt.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Der U-Boot-Krieg.

Das norwegische Blatt „Intelligensbedler“ schreibt, daß der deutsche Unterseekrieg seinen Gang gehe. Von englischer Seite sei zwar hervorgehoben worden, daß Mahregeln getroffen seien, welche die deutschen U-Boote in Wirklichkeit unschädlich machen und die Wirkung des deutschen Unterseekriegs auf dasjenige Maß beschränken würden, das er vorher gehabt habe. Bisher aber hätten diese Mahregeln keine volle Wirkung gehabt. Eine Menge neutraler Schiffe sei aus der Fahrt nach kriegsführenden Ländern herausgezogen worden und läge im Hafen. Trotzdem hätten die Deutschen einen beträchtlichen Teil der neutralen Konnasse vernichtet und von feindlichen Schiffen torpediert sie fast täglich eine ganze Menge. Die norwegische Presse bezeugt den großen Eindruck, den der U-Boot-Krieg im Lande macht, durch große Kopfüberschriften wie: 51000 Tonnen im Laufe von 24 Stunden versenkt.

Rotterdam, 19. Febr. Versenkt wurden der Dampfer „Worcestershire“ von der Widdow-Company (7175 Tonnen), ferner der Dampfer „Balbes“ aus Liverpool (2283 Tonnen). Von dem Dampfer „Balbes“ sind 2 Mann ertrunken, 9 werden vermißt.

London, 19. Febr. „Albion“ meldet: Der englische Dampfer „Ronsdale“ (2548 Tonnen) ist versenkt worden.

Rotterdam, 19. Febr. Vier eingetroffene Nachrichten besagen, daß am 12. Februar in der Themsemündung beim Funkenschiff ein englisches Transportschiff auf eine Mine gelaufen und gesunken ist.

London, 19. Febr. „Albion“ meldet, daß die englischen Dampfer „Marie Leonhardt“ (1488 Tonnen), „Marion Dawson“ (2900 Tonnen) und „Queenswood“ (2701 Tonnen) versenkt wurden. Die Besatzungen der „Marion Dawson“ und „Queenswood“ wurden gerettet. Der Segler „Friendship“ aus Bristol und das Dampfschiff „Seven“ wurden versenkt.

Christiansia, 19. Febr. Die norwegische Gesandtschaft in Paris berichtet, daß der norwegische Dampfer „Nordkapp“

(322 T.), von Bilbao nach Nantes mit einer Ladung Eisen unterwegs, am 12. Februar ohne Warnung von dem Lande entfernt versenkt worden ist. Von der Besatzung von elf Mann sind vier Mann am 13. Februar in London gelandet. Das Schicksal der anderen ist unbekannt.

Bern, 19. Febr. Mailänder Blätter melden aus Palermo (Mallorca): Ein österreichisch-ungarisches U-Boot versenkte italienischen Dampfer „Oceania“ (4217 T.). Die Besatzung wurde gerettet.

Seemannsstreiks aus U-Boots-Furcht.

In der auf die deutsche Sperregebietserwartung folgenden Woche konnten gegen 80 Dampfer infolge der Seemannsstreiks der Besatzungen aus Furcht vor deutschen U-Booten aus Liverpool, Cardiff und Southampton nicht auslaufen.

Ein Teil der Schiffe ist dann einige Tage später neuer Besatzung, aus Chinesen, Australiern und anderen bestehend, in See gegangen. Ein Dampfer kehrte bald wieder zurück, da die Mannschaft auf dem Kapitan dazu aufforderte, als sie von geretteten verletzten Schiffe genauer über die näheren Umstände des Unterganges erfahren hatte.

Kopenhagen, 19. Februar.

Der dänische Dampfer „United States“, der nach Anlaufen war, mußte seine Abreise aufschieben, da er Geisler und Matrosen anheuern konnte. Ferner wurden drei Dampfer mit Lebensmitteln für England, die Bergen auslaufen wollten, aus dem gleichen Grunde Abreise aufschieben.

Die Gefahren des Sperrgebietes.

In der Abendausgabe des „Nieuwe Courant“ vom 18. Februar wird die Ankunft des holländischen Dampfers „Besterdijf“ aus England als ein Beweis dafür bezeichnet, daß die Möglichkeit bestehe, der Gefahr im Sperrgebiet zu entgehen. — Hierzu ist festzustellen: Dem „Besterdijf“, der, wie bekannt, mit einer Ladung holländische Regierung bestimmten Getreides von den Inseln einhalb Monate lang in Stornoway festgehalten worden war, ist auf Antrag der holländischen Regierung von der deutschen Seekriegsleitung freie Reise nach England gestattet und alles getan worden, ihm die sichere Fahrt nach seinem Bestimmungshafen zu ermöglichen. Es Meldungen wie die des „Nieuwe Courant“, können zu dienen, neutrale Dampfer zu verleiten, das Sperrgebiet zu befahren und dadurch in unverantwortlicher Weise Schiffe und Besatzung in ernste Gefahr zu bringen.

Spanier und Brasilianer auf der Fahrt?

Der Berichterstatter des „Journal“ in Buenos Aires meldet, der spanische Reedereiverband habe beschlossen, Schiffe mit Motorbooten auszustatten, was bedeute, die spanischen Handelschiffe durch das Sperrgebiet zu lassen. — Auch mehrere brasilianische Handelschiffe sind seit Verkündung der deutschen Seesperrre die Häfen Brasiliens mit Bestimmung nach Frankreich und England verlassen.

Gegen die U-Boote.

(Zu) Rotterdam, 20. Februar.

In allen Kriegswerkstätten kann man seit einigen Tagen ein großes Plakat lesen, das sich an alle Arbeiter und Ingenieure richtet und worin große in baren Geld zu zahlende Belohnungen denen versprochen werden, wirkungsvolle Mittel gegen die feindlichen U-Boote zu finden. Man will also die Erfinder für Vernichtungsmittel gegen U-Boote anspornen, was man gewiss mit den in Anwendung stehenden Einrichtungen Erfolg hätte. Dieser Aufruf an die Erfindungskraft des englischen Marineamts.

Herbe über den Vorstoß in der Champagne.

(W. B.) Berlin, 19. Februar.

Herbe ist in seiner „Victoire“ besorgt über den deutschen Vorstoß in der Champagne. Er erklärt, daß die Vorjahren der deutschen Offensive und schreibt, die Deutschen hätten einen gewaltigen Angriff vorbereitet, mit dem sie das Material der Fronten, die ihnen die Zivilbevölkerung gegeben habe, die man in Frankreich verspottete, an sich zu nehmen. Man wolle taub, blind oder verblödet, daran zu zweifeln. Herbe wendet sich gegen die, wie er behauptet, vor einer verstärkten Offensive warnen, er antwortet, daß bei der heutigen Artilleriewirkung

Zehntes Kapitel.

Die Baronin Steined weilt schon mehrere Wochen in Marienbad, ebenso auch Ingeborg mit ihrer Mutter, ohne daß bisher Gelegenheit gegeben war, die Damen einander näher zu bringen.

Dietrich war von einer förmlich nervösen Ungeduld ergriffen. So bald er es einrichten konnte, wollte er den Zufall zwingen, ihm dienstbar zu sein, um so mehr, da seine Mutter nur noch wenige Tage zu bleiben gedachte. Die Sonntage brachte er stets in Marienbad zu. Er war der aufmerksamste, besorgteste Sohn, fand aber trotzdem Zeit, die Geliebte aufzusuchen, die mit ihrer Mutter in einer wenig bedeutenden, aber trotzdem guten Pension sehr zurückgezogen lebte.

Ingeborg trug sich so schlicht und unauffällig wie möglich und vermied die lebhafteste Promenade, da sie nicht erkannt sein wollte.

Für heute nachmittag hatte Dietrich sie in das Kurkonzert bestellt, das er ebenfalls mit seiner Mutter besuchen wollte. Nicht lange brauchte sie auf ihn zu warten. Schon von weitem sah sie ihn kommen, liebevoll besorgte eine ältere, sehr würdevoll und aristokratisch aussehende Dame am Arm führend. Ingeborgs Herz schlug heftig; das also war seine Mutter, von der alles abhing! Auch Frau Ellguth war etwas aufgeregt, und sie sprach eifrig auf die Tochter ein. Die Baronin schien ihr sehr hochmütig zu sein. Sie beobachtete sie, während diese das Publikum durch ihre Vorgabe musterte.

Zufällig blieb da Frau von Steineds Blick auf Ingeborg haften, die so bescheiden und doch so anmutig in dem lichtgrauen Boilelleid und dem großen, mit Rosen geschmückten Florentiner Strohhut ausah.

„Sieh nur, Dietrich, welch' auffallend schönes Mädchen.“

„In der Tat, verehrte Mama, ein schides Weib, und diese Figur, einfach pompos“, dabei sah er anlegendlich einer etwas auffallend gekleideten Dame nach, die soeben an seinem Tische vorüberging.

„Aber nein, Dietrich, du bist im Irrtum; was du siehst, begutachtet mich sogar; nein, ich meine die junge Dame in Grau uns gegenüber.“

„Ach so, die! Findest du? Ich bin doch auch Kenner — sie ist mir aber noch nicht besonders aufgefallen.“

„Wahrscheinlich, weil deine Kenntnis von Frauen-schönheit auf einem ganz anderen Gebiet liegt, das mir fremd ist! Aber sieh hier, dieses Gesicht mit dem feinen Profil und den ausdrucksvollen Augen ist wirklich zum Malen — und dieser entzückende Mund.“

„Den ich so oft geküßt“, dachte Dietrich schalkhaft, und vor Freude klopfte sein Herz, daß sein Plan anfang zu gelingen. Die Aufmerksamkeit seiner Mutter war auf Inge gelenkt!

Er zwang sich zur Gleichgültigkeit.

„Du hast recht, Mama, ein hübsches Mädchen! Nur scheint mir der Schick zu fehlen.“

„Das ist wohl jetzt bei Euch jungen Leuten die Hauptsache; zum Liebedruck hört man ja schon das Wort „Schick“, bemerkte die Baronin tadelnd. „Der Mangel daran ist beinahe ein Vorzug in meinen Augen. Ihr habt aber den Blick für reine, edle Schönheit dadurch verloren! Was mögen das wohl für Leute sein?“

Sie sehen etwas nach Kleinstadt und Philistertum aus“, der Schall in ihm wollte sich tödnen.

Aber so oft er zu Inge hinüber sah, konnte nicht den kleinsten Blick des Unverständnisses mit ihr erhaschen; fast beharrlich hielt sie die Augenlider gesenkt und eine heiße Röte lag auf ihren Wangen; denn sie merkte ganz deutlich, daß man sich jetzt mit ihr beschäftigte.

Lange konnte sie das nicht mehr ertragen und war froh, als die Baronin mit ihrem Sohne aufbrach. Noch am selben Abend suchte er sie auf.

„Einen Augenblick nur, süße Inge“, sagte er hastig, „ich hab' mich wegen einer wichtigen Sache frei gemacht; du hast mich doch lieb, würdest alles für mich tun?“

„Das weißt du doch! Wozu also die feierliche rede?“

„Weil die Zeit drängt! Also höre! Du bist meine Mutter in sehr angenehmer Weise aufgefallen: das war ja vorausgesehen. Jetzt gilt es, sich ihr zu nähern, damit dieser Eindruck verstärkt wird, und Gelegenheit gebe ich dir jetzt, sie kommt so leicht wieder.“

Erstaunt fragend sah sie ihn an und er fuhr in deutungsvollem Tone fort:

„Meine Mutter hat gestern auf dem Rathweg ein sehr wertvolles Armband verloren.“

„O, das tut mir leid! Schade, daß ich es nicht gefunden!“

„Du hast es ja gefunden, Inge, hier ist es“, nahm er ein Armband aus der Tasche, das, mit wundervollen großen Smaragd und vielen Brillanten verziert, einen hohen Wert repräsentierte und für Verlierer sehr schmerzhaft zu entbehren war.

Jetzt begriff sie; abwehrend schob sie es von sich. „Nein, Dietrich, darauf kann ich mich nicht einlassen, eine solche Komödie zu spielen; es ist mir unmöglich.“

„Inge, sei doch nicht so engherzig. Sieh, es ist die erste Bitte, die ich an dich richte — warum willst du eine so günstige Gelegenheit von dir weisen? Und war so stolz auf diesen Gedanken, auf alles mit war ich schon gekommen.“

Sie brach in Tränen aus. „Ach, Dietrich, es ist schämend für mich, wir betrügen ja deine Mutter, erlaube mir so klein, wenn ich auf diese Weise Gunst ersuchen will.“

„Du bist so zartfühlend, Inge, die Schuld fällt auf mich! Weinen sollst du nicht darum“, sagte er, „ich will durchaus nicht in dich dringen, aber auf diese sind wir im nächsten Jahre noch genau auf der Stelle.“

Sie legte ihren Arm um seinen Hals und schloß sich an ihn. „Ach, Dietrich, verzeihe mir, es ist furchtbar peinlich, es ist doch eine Lüge.“

(Fortsetzung folgt.)

Asociación de la Industria del Carbón

an Wasserleitungen und
bergleichen werden ausgeführt.
C. S. Jopp.